

Warum die Deutschen wie verrückt Müll trennen

Veröffentlicht am 23.11.2010 | Lesedauer: 8 Minuten

Von Steffen Fründt



20 Jahre Mülltrennung: Der Grüne Punkt feiert Geburtstag

Quelle: dpa

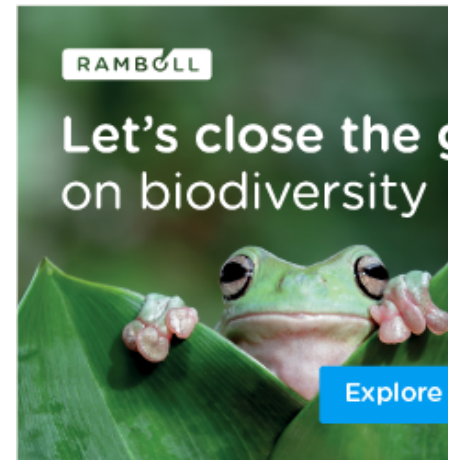
Der Grüne Punkt ist den Deutschen 20 Jahre nach seiner Einführung heilig. Dabei ist Mülltrennung vor allem eins: ein Milliardengeschäft.

Der Hafen war ihm zu leer, die Elbphilharmonie zu teuer, der Michel ein alter Hut. An allem hatte der Verwandtenbesuch aus Ostwestfalen etwas zu mäkeln, bis das Thema auf den Müll kam. Die Besucher lamentierten vom Entsorgungspark im heimischen Hof und Mülltonnen in allen Farben des Regenbogens. Von zentralen Sammelstellen für Joghurtbecher und der Entdeckung neuer Insektenarten im Biomüll. Dann setzte der Gastgeber zwei Sätze: „Bei uns kommt alles in denselben Sack. Und den werfen wir dann vor die Tür.“ Es folgte ein Moment ehrfurchtvollen Schweigens.



Den ganzen Müll einfach wegschmeißen! Für viele Deutschen ist das heute eine verrückte Vorstellung, die sie zugleich mit einer tiefen Sehnsucht erfüllt. Einmal ausbrechen aus einer Gesellschaft von Joghurtspülern und PET-Bier-Trinkern! Dass es soweit kommen konnte, ist nicht zuletzt auf ein Ereignis zurück zu führen, dass sich vor 20 Jahren ereignete und das Land für immer veränderte.

Im Herbst des Jahres 1990 gründeten auf Druck der Politik mehrere Lebensmittelkonzerne und Verpackungshersteller das Duale System Deutschland. Das Unternehmen mit dem Grünen Punkt, der seither auf jährlich 2,7 Millionen Tonnen Leichtverpackungen prangt. Im Grunde also nichts weiter als ein Firmenjubiläum. Noch dazu in der Müllbranche. Dennoch werden am Mittwoch Größen aus Politik und Wirtschaft zu den Feierlichkeiten am Pariser Platz in Berlin erwartet. Das zeigt, dass es um weit mehr als um die Geburtsstunde eines blassgelben Sackes. Die Gründung des Dualen Systems steht für eine soziokulturelle Zeitenwende. Erst Sack und Punkt haben uns zu dem gemacht, was wir heute sind.



Nehmen wir zum Beispiel die 35-jährige Maria D. aus München. Wie viele ihrer Nachbarn, hat sie sich in ihrer Wohnung einen kleinen Entsorgungspark angelegt. Da stehen ein paar leere Flaschen, die sie alle paar Tage zum Glascontainer bringt. Daneben stapeln sich alte Zeitungen, die in die Papiertonne gehören. Natürlich erfasst sie auch ihren Kompost- und Restmüll separat. Und was an Plastik- und Papierverpackungen anfällt, spült D. kurz durch, „damit's nicht schimmelt“, und wirft es in einen Sack.

Wenn er voll ist, schultert sie den Beutel und streift durchs Viertel auf der Suche nach einem Sammelcontainer, in welchen sie den Müll Becher für Becher und Milchtüte für Milchtüte hinein füttert. Maria D. geht neben der alltäglichen Entsorgungssorgie noch einem Beruf nach. „Wenn die Joghurtbecher ab morgen nach Geschmacksrichtungen sortiert werden müssten“, sagt sie dennoch mit achselzuckender Resignation, „dann würden wir wahrscheinlich auch das tun.“ Zumindest solange sie nicht mitbekommt, wie das in Hamburg läuft. Viele Nationen auf der Welt stehen für große Errungenschaften. Die Amerikaner brachten uns den Hamburger, die Holländer das Gewächshaus, die Franzosen Weißbrot in Stangenform. Die Deutschen erfanden den Grünen Punkt. Ein geschütztes

×

en muss.

on Müll getrennt. Es gab Altpapiersammlungen
em und der ein Jahr später folgenden
e gedacht. Das Prinzip war einfach, aber genial:
ckung einen kleinen Entsorgungs-Obolus. Und
euren Kampagne und der Werbeikone „Hugo

Tonne“ ein, dass sie ab jetzt alle ein bisschen Müllmann sein müssten. Plastik, Pappe, Glas, Metall – das alles waren jetzt wichtige Wertstoffe.

Was folgte, war ein Triumph des zivilen Gehorsams. Wie entfesselt begannen die Deutschen Plastikbecher zu spülen, Safttüten zu falten und jeden noch so kleinen Plastikfitzel zu studieren, um auch ja keinen Wertstoff zu verschwenden. Sie ließen sich auch nicht bremsen von Berechnungen, wonach beim Spülen eines Joghurtbechers mehr ökologischer Schaden angerichtet wird, als durch die Wiederverwertung verhindert. Die Industrie war anfänglich gar nicht so begeistert vom Dualen System, zu dem Umweltminister Klaus Töpfer sie verdonnert hatte. Der Grüne Punkt sollte der stetig wachsenden Verpackungsmüllflut ein Ende setzen und war ursprünglich als Non-Profit-Unternehmen geplant. Doch dann entwickelte sich doch noch ein schönes Geschäft daraus.

Müllberge als Bergwerke der Zukunft

Das Trennsystem mit dem Grünen Punkt setzt jährlich 1,5 Milliarden Euro um. Spötter behaupten, es sei der umständlichste und teuerste Weg, um Müll in die Müllverbrennungsanlage zu befördern. Doch die Wahrheit ist komplizierter. In manchen Verbrennungsöfen schmoren gar keine leeren Joghurtbecher aus Deutschland, sondern leere Joghurtbecher, die per Zug aus Italien herbeigeschafft wurden. Die deutschen Joghurtbecher reisen derweil per Schiff um den Erdball bis nach China, wo sie zu Fleece-Pullovern verarbeitet und wieder nach Deutschland exportiert werden. Eine wundervolle, weltumspannende Müllchoreographie, die allerdings beim deutschen Verbraucher die verwirrende Frage aufwirft, ob so ein abgetragener Pullover aus Ex-Joghurtbechern nun in die Aktkleidersammlung gehört, oder korrekterweise doch in den gelben Sack.

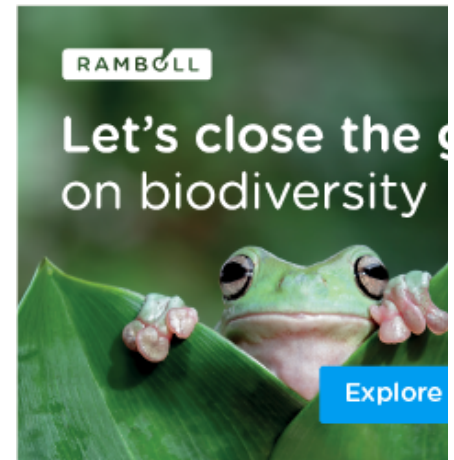
„Der Grüne Punkt ist kein Placebo“, stellte DSD-Chef Stefan Schreiter gegenüber „Welt Online“ klar. Allein durch das Verpackungsrecycling würden jährlich bis zu 1,7 Millionen Tonnen CO₂ eingespart und knappe Ressourcen geschont. „Müllberge“, sagt Schreiter, seien „die Bergwerke der Zukunft“. Wenn Kritiker den Grünen Punkt als billigen Etikettenschwindel bezeichnen, stimmt das einfach nicht. Der Grüne Punkt ist nicht billig. Hersteller und Handel schlagen die Entsorgungsgebühren in der Regel auf den Verkaufspreis um. Schätzungen zufolge zahlt jeder Bürger (zusätzlich zu den eigenen Müllgebühren) indirekt 1,90 Euro im Monat für den Grünen Punkt. Macht auf 81 Millionen Deutsche und zwanzig Jahre hochgerechnet 27 Milliarden Euro.

✕

wurde. Es gibt den Grünen Punkt mittlerweile in en über die portugiesische Sociedade Ponto pa Tausende Arbeitnehmer in der bitterer, wenn der Vater des Erfolges nicht die er Hartz so berühmt gemacht, dass selbst ise nicht an Heinrich Heine denken, sondern an

den sozialen Abstieg. Klaus Töpfer, dem Schöpfer des Dualen Systems, blieb die Unsterblichkeit hingegen versagt. Weil er die Säulen seines Lebenswerkes Grüner Punkt und Gelber Sack nannte. Und Journalisten diese Sprachregelung trotz der Widersprüchlichkeit übernahmen, anstatt, wie der Minister vermutlich im Stillen gehofft hatte, vom Töpfer-Sack zu sprechen.

Nun ist es zu spät. Den ganzen Ruhm heimst jetzt wahrscheinlich der aktuelle Umweltminister ein, der es sich als alter Politprofi natürlich nicht nehmen lässt, beim Jubiläumfestakt persönlich zu sprechen. Man merkt es schon am Titel: Auch der neue Minister fühlt sich in der Recyclingbranche schon zuhause wie Oscar in der Mülltonne. Eine Key-Note will Norbert Röttgen halten: „20 Jahre Grüner Punkt – Nachhaltigkeit auf den Punkt gebracht“. Das kribbelt. Dabei soll Röttgen aber mal nicht so tun, als seien die Deutschen die einzigen, die sich aufs Trennen und Häufeln verstehen. Wenn es um weltweiten Wiederverwertungswahn geht, sind wir nämlich nur die Nummer zwei. Die Japaner gehen noch weiter. Das muss man zumindest annehmen, wenn man Finn Mayer-Kuckuks Buch „Tokio Total“ (<https://www.welt.de/themen/total/>): Mein Leben als Langnase“ (Goldmann-Verlag) gelesen hat. Darin widmet der Autor ein ganzes Kapitel dem Thema Müllentsorgung, und keine Zeile ist verschwendet.



Ein schmutziges Geschäft

Japanische Hausfrauen, erfährt man da, bügeln alte Zeitungen und binden sie dann zu akkuraten Stapeln, um am Tag der Altpapiersammlung keine Schande über die Familie zu bringen. Plastikflaschendeckel werden je nach Farbe und Wohnstraße unterschiedlichen Müllsäcken zugeordnet, die transparent sind und streng kontrolliert werden. Obwohl selbst Deutscher, reibt sich Mayer-Kuckuk die Augen, als er beobachtet, wie eine Hausnachbarin leere Milchpackungen entsorgt. Laut seiner glaubwürdigen Schilderung schneidet sie die Packungen „an den Ecken auf, spült sie innen mit Spülmittel aus, hängt sie an der Wäscheleine zum Trocknen auf und stapelt sie zu Quadern“. Die muss sie dann nur noch bei der nächstgelegenen Recyclingstelle des Ortes abgeben.

dem Weg
en in den
men aus der
im. Auch jetzt
nder noch
n ein
nmer-



Mülleimer auf den Bahnsteigen umkreist hat, um ja kein Kaugummi falsch zu entsorgen. Um dann eines Tages einen Service-Mitarbeiter dabei zu beobachten, wie er den Abfall aus allen Rohren seelenruhig in einen großen Sack kippt. Solche Erfahrungen können das Verbrauchervertrauen nachhaltig erschüttern.



Doch am Ende ist es beinahe egal, welche Abfallgesetze Regierungen verabschieden – sie werden immer unternehmerische Kreativität freisetzen. So mag der ökologische Nutzen des Gelben Sacks umstritten sein. Er hat die Welt dennoch bereichert um schöne Innovationen wie den Mehrkammereimer. Viele Einbauküchen werden heutzutage bereits fertig ausgeliefert mit Rollschienen-gelagerten Kleinentsorgungssystemen. Verschiedenfarbige Behältnisse erleichtern das Vorsortieren des Haushaltsmülls nahe am Entstehungsort.

Es ist schön zu sehen, mit welcher spielerischer Leichtigkeit selbst kleine Kinder bereits das Einmaleins der Müllentsorgung beherrschen und Opi dabei locker in die Tasche stecken. Sie sind eben damit aufgewachsen. Etwa mit dem Deutschen Umwelt-Zirkus, „Punkti“, und „Egon, dem Sack“. So etwas prägt. Viele haben in den zwanzig Jahren am Müll verdient. Aber nicht alle besonders viel: etwa der Hamburger Grafiker, der das Logo entworfen hatte, das heute auf fast eine halbe Billion Verpackungen im Jahr gedruckt wird. Er habe sich bei seiner Arbeit vom Symbol für Yin und Yang inspirieren lassen, berichtet er. Und 1500 Mark dafür erhalten. Plus Mehrwertsteuer. Es ist eben ein schmutziges Geschäft.



Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/103838909>

